

Spuren, die nicht vergehen

Jüdische Zwangsarbeiterinnen in der Sprengstofffabrik Hessisch Lichtenau
von Dr. Dieter Vaupel

Ich möchte mit einem Auszug aus einem Brief beginnen:¹

„Kurze Zeit nach der Einlieferung in Auschwitz haben sie uns in Waggons gesteckt und nach Hessisch Lichtenau transportiert. Vom Bahnhof aus hat uns die SS-Wachmannschaft in das KZ-Lager Hessisch Lichtenau ... gejagt. Dies geschah nicht ohne Prügel und die Beschimpfung ‚Saujude‘! ... Unsere Ausrüstung war miserabel, Fetzen als Kleider und Holzschuhe haben wir gehabt. Unterwäsche gar keine. Die Ernährung war auch sehr schlecht. Wasserbrühe mit 50 g Brot am Tag. Damit mussten wir schwer arbeiten, 10 – 12 Stunden pro Tag.

Im Lager war ein Lagerführer namens Willi, er hat den täglichen Appell gemacht. Und uns mit verschiedenen Dingen geplatzt. Stundenlang hat er uns in Regen, Kälte und Wind stillstehen lassen. Die SS-Wachmannschaft und die SS-Aufseherinnen haben uns geschlagen, beschimpft und geplatzt. ...

Der Arbeitsplatz war weit weg, sie haben uns am Bahnhof einwaggoniert und wir sind eine Weile mit dem Zug gefahren. Dann wurden wir ausgeladen und sind ungefähr eineinhalb Stunden gelaufen und dasselbe zurück. Bei solchen Lebensbedingungen, die wir gehabt haben und dazu 10 bis 12 Stunden Arbeit pro Tag, war es sehr schwer. Die Arbeitsplätze waren im Wald und in der Munitionsfabrik. Ich kann mich erinnern, dass einmal sehr viel Schnee lag und wir konnten mit unseren Holzsohlenschuhen nicht so schnell gehen, wie es die Wachmannschaft wollte. Die SS-Mannschaft und die SS-Aufseherinnen haben uns den ganzen Weg geprügelt und geschimpft. Mit Fußritten und Prügeln haben sie uns bis zur Arbeitsstelle gejagt und dann mussten wir zehn Stunden lang arbeiten. Wir haben Angst gehabt vor dem Weg zurück zum Lager. ...

In der Munitionsfabrik haben wir Granaten gestapelt und gepackt. Einmal ist mir eine Granate auf den Fuß gefallen, aber ich musste weiterarbeiten ohne ärztliche Hilfe, bis die Wunde von selbst geheilt war.

Im Oktober 1944 sind fremde SS-Männer in unser Lager gekommen und haben zusammen mit der SS-Wachmannschaft und den SS-Aufseherinnen aus dem sogenannten Krankenrevier alle Kranken herausgejagt. Danach sind sie noch ins Lager gekommen und haben auch dort noch viele gemeinsam mit den Kranken weggeschleppt. Wohin, das wussten wir nicht. Wir haben nur gehört dass damals 206 Frauen selektiert und liquidiert wurden. Die sogenannte Selektion hat die SS ohne Arzt und Untersuchung gemacht, mit prügeln und foltern, unmenschlich und sadistisch.

Mich selber hat ein SS-Mann mit Spitznamen Siefpapa blutig geschlagen und Fußritte in den Leib gegeben, weil ich nicht so stillgestanden habe, wie er das wollte. Die war auch ein Weg, die sadistische Seele der SS auszutoben. Auch die anderen SS-Männer und SS-Aufseherinnen haben jeden Moment ausgenützt, um uns zu foltern, zu prügeln und unsere Seele totzuschlagen.

Zum Schluss: Mein lieber Herr, Sie können sich nicht in unser Leben hineinversetzen. Was es für mich bedeutete, als ich zu Hause eintraf und die bittere Wahrheit erfuhr, dass Vater, Mutter und fünf Brüder und Schwestern nicht aus dieser Hölle zurückgekommen sind. Können Sie

¹ Brief von Esther Fuchs vom 24.4.84, abgedruckt in: Vaupel, Dieter: Das Außenkommando Hessisch Lichtenau des Konzentrationslagers Buchenwald 1944/45. Kassel: Gesamthochschulbibliothek 1984, 2. Aufl.

sich vorstellen, in welchem seelischen Zustand wir zurückgebliebenen waren? Wir haben immer in unserem kleinen Dorf gewohnt, Vater hat im Wald Holzkohle gemacht und sie in der Stadt von Haus zu Haus verkauft, damit wir zu essen hatten und unseren bescheidenen Unterhalt.

Da ich nicht deutsch spreche, habe ich alles meinem Schwager erzählt. Er hat auch die ganze Hölle mitgemacht und nach 1945 wollte er nicht mehr deutsch sprechen, schreiben und lesen. Ich habe ihm befohlen, diesen Brief zu schreiben.“

Die Frau, die diese Zeilen schrieb, Esther Fuchs aus Israel, gehörte zu 1000 KZ-Gefangenen, ungarischen Jüdinnen, die ab August 1944 im Außenkommando Hessisch Lichtenau des Konzentrationslagers Buchenwald untergebracht waren. Die Frauen mussten Zwangsarbeit für eine Sprengstofffabrik in Hessisch Lichtenau leisten. Sie waren für den Rüstungsbetrieb im Jahr 1944 die letzte Arbeitskraftreserve, nachdem der Zustrom an kriegsgefangenen und zivilen Zwangsarbeitskräften nach der Wendung des Kriegsgeschehens verebbt war.

Nachdem ich 1984 diesen Brief erhielt und außerdem schon im Besitz von anderen Unterlagen war, habe ich in der Zeit bis 1989 versucht, systematisch Informationen über die Sprengstofffabrik Hessisch Lichtenau und insbesondere das Schicksal der 1000 aus Ungarn zwangsverschleppten Frauen zu ermitteln. Ich habe dazu Informationen aus Archiven in Deutschland, in Polen, in Ungarn und in Israel zusammengetragen, darunter u.a. der fast vollständige Schriftverkehr der SS einschließlich Häftlingstransportlisten, Rücküberstellungslisten, Individualkarteikarten, Abrechnungen des Werkes mit der SS u.v.a.m.. Darüber hinaus führte ich Gespräche mit Zeitzeugen aus der Region, mehr als 100 Briefe von Überlebenden des Holocaust erreichten mich und ich interviewte ehemalige Zwangsarbeiterinnen in Ungarn und Israel.

Ich möchte im folgenden zunächst einen Überblick über das Leben und Leiden der 1000 ungarischen Jüdinnen in den Jahren 1944/45 geben, bevor ich Schlaglichter auf einzelne Stationen der Zeit werfe. Dabei werde ich die Frauen vor allem selbst zu Wort kommen lassen, d.h. ich werde vor allem aus Briefen, Berichten und Gesprächen mit Überlebenden zitieren.

Überblick über das Schicksal der KZ-Gefangenen 1944/45

Anfang August 1944 wurden dem Rüstungsbetrieb in Hessisch Lichtenau auf Anforderung 1000 Zwangsarbeiterinnen aus Auschwitz, ungarische Jüdinnen zugewiesen. Sie wurden aus verwaltungstechnischen Gesichtspunkten dem nahegelegenen Konzentrationslager Buchenwald, mit dem zuvor verhandelt worden war, als Außenkommando Hessisch Lichtenau unterstellt. Die Frauen und Mädchen lebten unter elenden Verhältnissen in einem Barackenlager am Rande der Stadt, scharf bewacht durch eine SS-Wachmannschaft. Täglich mußten sie zu der in einem dichten Mischwaldgebiet gelegenen Rüstungsfabrik einen Fußmarsch von jeweils bis zu eineinhalb Stunden zurücklegen.

Die normale Arbeitszeit in der Sprengstofffabrik betrug für die jüdischen Zwangsarbeiterinnen 10 ½ Stunden täglich. Ein großer Teil der Frauen arbeitete im 3-Schichten-Rhythmus, wobei auch samstags und sonntags gearbeitet wurde. Zusätzlich zur Schichtarbeit mußten die Frauen und Mädchen oft zwischen zwei und vier Stunden verschiedene Arbeiten auf dem Werksgelände verrichten, Dazu kam noch der An- und Abmarschweg. Die Frauen, die in der Nachtschicht arbeiteten, mußten auch tagsüber oft noch im Lager arbeiten, so dass vier Stunden Schlaf – wie eine Gefangene schrieb - *„eine Ausnahme waren, wenn man Nachtschicht hatte“*.

Die jüdischen Zwangsarbeiterinnen mußten nicht nur gefährliche, sondern auch körperlich schwere Arbeit verrichten. Sie wurden überall dort zur Arbeit herangezogen, wo unangenehme Arbeiten zu verrichten waren: Zur Sprengstoffherstellung, zu Aufräumungsarbeiten auf dem Fabrikgelände, zu Arbeiten im Wald, zum Be- und Entladen von Eisenbahnwaggons, zu Verladearbeiten im Werk, zu Erdarbeiten, wie dem Ausheben von Gräben und Schächten, zum Verlegen einer Wasserleitung und zu verschiedenen, körperlich schweren Arbeiten bei einem Bauunternehmen, das Aufträge für die Sprengstofffabrik zu erledigen hatte.

Hauptsächlich aber wurden die Frauen und Mädchen an den gefährlichsten Stellen, in den Füllstationen und Pressegebäuden eingesetzt. In den Pressegebäuden gerieten viele mit Pikrin in direkten Kontakt. Das mit der Hand abzufüllende Pikrin enthält sehr giftige gelbe Kristalle, deren Dämpfe durch die Atmung und durch die Haut in den Körper eindringen. Dadurch wurden, ebenso wie durch den Umgang mit dem Sprengstoff TNT in den Füllstationen, bei den Zwangsarbeiterinnen viele dauerhafte Gesundheitsschäden – Schädigungen von Lunge und Leber sowie Allergien – hervorgerufen.

Zu leiden hatten sie auch unter Misshandlungen durch deutsche Vorarbeiter. Die absolut rechtlose Situation, in der sich die Frauen und Mädchen befanden, wurden ausgenutzt, um sie zu misshandeln und zu schikanieren. Aufgrund ihres Status hatten sie keine Möglichkeit, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Auch wurden sie immer wieder während der Arbeit von Zivilisten angetrieben, die keine Rücksicht auf ihren schlechten körperlichen Zustand nahmen. Hinzu kam der Terror durch die SS auf dem Arbeitsweg und im Lager.

Wie schnell unter den Bedingungen im Lager und in der Fabrik die Arbeitskraft der Frauen erschöpft war, wird daraus deutlich, dass bereits ende Oktober 1944, keine drei Monate nach Ankunft der Zwangsarbeiterinnen in Hessisch Lichtenau, 206 Gefangene zurück nach Auschwitz Birkenau überstellt wurden. Da das Werk nur Interesse an arbeitsfähigen und gesunden Arbeitskräften besaß, wurden diese Frauen in das Vernichtungslager geschickt. Ausgesondert wurden schwangere, kranke und arbeitsunfähige Häftlinge.

Den größten finanziellen Nutzen aus dem Einsatz der KZ-Gefangenen in der Industrie zog die SS. Doch auch für die Dynamit-AG, den Betreiber des Werkes und deren Hauptaktionär, die IG-Farben, war der Häftlingseinsatz ein einträgliches Geschäft, denn die Häftlinge waren billige Arbeitskräfte und konnten bis zur totalen Erschöpfung, ja bis zum Tod, ausgebeutet werden. Pro ‚gelieferten‘ KZ-Gefangenen und pro Arbeitstag zahlte der Betrieb der SS einen festgesetzten Betrag, so für die Frauen in Hessisch Lichtenau, die als ungelernte Arbeiterinnen eingestuft wurden, 4 Reichsmark. Eine Zusammenstellung der Forderungsnachweise für den Monat November 1944 zeigt z. B., dass von den Zwangsarbeiterinnen des Außenkommandos Hessisch Lichtenau 19.899 Tagewerke geleistet wurden und dafür an das Wirtschafts-Verwaltungs-Hauptamt der SS ein Betrag von 79.596 Reichsmark zu entrichten war. Die Gefangenen selbst bekamen keinen Pfennig ausbezahlt.

Ende März 1945 wurden die ausgelaugten Insassen des Außenkommandos vor den anrückenden Amerikanern evakuiert. Die Frauen wurden zunächst unter Bewachung der SS-Wachmannschaft mit der Bahn nach Leipzig transportiert. Die Fahrt dauerte fünf Tage. Eine Woche später wurden sie auf einen zwei Wochen dauernden Marsch geschickt, der von den Überlebenden als ‚Todesmarsch‘ bezeichnet wird. Viele Gefangene, die nicht mehr weitermarschieren konnten, wurden von SS-Leuten erschossen. Der Todesmarsch wendete in Wurzen, östlich von Leipzig, wo die jüdischen Frauen, die ihn überlebten, am 25. April 1945 von Amerikanischen Truppen befreit wurden.

Soweit dieser Überblick über das Schicksal der jüdischen Zwangsarbeiterinnen in den Jahren 1944 und 1945. Ich möchte im folgenden nun aus meinem Buch „Spuren die nicht vergehen“ einige Ausschnitte lesen, die einzelne Stationen, die die Frauen durchleben mussten, näher beleuchten.

Ungarn, Juni 1944

„Im Juni 44 eines Tages im Morgengrauen wurde ich unter Schreien ‚Los, los!‘ und Schlägen von SS und ungarischer Gendarmerie aus dem Schlafe geweckt und in nahe dem Gelände vorbereitete Viehwaggons gejagt. Eine Schwester, die zurück wollte, eine Decke zu holen, wurde fürchterlich zusammengeschlagen, Mutter stand hilflos dabei.“² – So begann für die 15-jährige Towa S. die Deportation aus dem Ghetto Miskolc in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz. Tausende ungarischer Juden teilten von Mai bis Juli 1944 ihr Schicksal.

Gertrud D. beschreibt die Bedingungen, unter denen sie gemeinsam in einem Waggon mit 90 anderen ungarischen Juden aus dem Lager Sarvar nach Auschwitz deportiert wurde, ausführlich: *„Als sie uns einschlossen, nahmen wir es zunächst sehr ruhig auf, und nach einer Diskussion entschlossen wir uns, mit unserem Gepäck Sitzreihen zu bauen und uns dann Rücken an Rücken zu setzen, damit jeder den gleichen Raum zur Verfügung hätte. An der Tür stand ein Eimer, der als sanitäre Einrichtung gedacht war. Es gab keinen Platz, um sich hinzulegen. Wir alle hatten noch ein paar Lebensmittel dabei, aber nichts zu trinken. Die einzige Belüftung bestand aus zwei extrem kleinen vergitterten Fenstern.*

Der Zug fuhr mit einem schrecklichen Ruck an, und wir wurden alle übereinander geworfen. Ruhig nahmen wir unsere Plätze wieder ein. So reisten wir die ersten Tage. In der Zwischenzeit waren Hitze und Gestank unerträglich geworden; jeder litt unter Durst. Der Eimer lief über und wir hatten keine Möglichkeit ihn zu entleeren. Die Menschen begannen zu kämpfen und ihre Selbstbeherrschung zu verlieren.

Am Nachmittag des dritten Tages hielt der Zug plötzlich an. Die Deutschen riefen Anweisungen in die Waggons hinein, das Gepäck einzusammeln, da wir aussteigen sollten. Wir hörten, dass wir in Kassa waren. Wir standen zwei Stunden lang mit unserem Gepäck da, bereit hinaus zu klettern; inzwischen war es dunkel geworden, als der Zug plötzlich wieder mit einem fürchterlichen Ruck losfuhr und wir wieder übereinander fielen. Die Leute wurden in dieser Nacht hysterisch, schlugen aufeinander ein, schreien und die Schlägereien dauerten die ganze Nacht; in dieser Nacht starb ein alter Mann im Waggon und er blieb bei uns bis zum Ende der Reise. Zu diesem Zeitpunkt war meine Mutter, und mit ihr einige andere, wahnsinnig geworden und war ständig hysterisch. Die Farce der vergangenen Nacht (als wir anhielten) wurde dreimal wiederholt; der letzte Halt war Krakau. Ein paar Stunden später wurden die Türen geöffnet, man befahl uns, das Gepäck zurückzulassen und wir wurden aus den Waggons gestoßen. Wir waren in Auschwitz-Birkenau angekommen.“³

Auschwitz, Juli 1944

Alle Familien wurden bei der Selektion auseinandergerissen. Alte Menschen und Kinder schickten die SS-Leute direkt in die Gaskammern des Vernichtungslagers: *„Mit ‚Los-los‘ Rufen und unter Prügel wurden wir in zwei Gruppen geteilt: Männer und Frauen. Am Ende der Rampe stand ein elegant gekleideter, fescher Offizier mit weißen Handschuhen, der mit seinem Stock mal rechts, mal links zeigte, und die arbeitsfähigen Frauen in die erste, die Mütter mit den kleinen Kindern und die Alten in die zweite Gruppe einteilte. Genauso war es bei*

² Amt für Wiedergutmachung Saarburg. Entschädigungsakte Towa S., S. 2.

³ Yad Vashem Jerusalem. Zeitzeugenaussage 0-2/662, Gertrud D.

den Männern.“⁴ Aranka L. gehörte zu denjenigen, die die SS-Leute für „arbeitsfähig“ hielten: „Auf der Vernichtungsseite waren meine Eltern und viele Verwandte, die ich niemals wieder-gesehen habe. Wir wurden ... von Häftlingen belehrt, dass der Rauch, der aus den Schornstei-nen stieg, schon meine Eltern und Verwandten erfasst hätten.“⁵ Vielen war zunächst nicht klar, was eigentlich geschah, bis ihnen plötzlich bewusst wurde, dass sie die einzigen waren, die von ihren Familien übrig geblieben waren.

Diejenigen, die die Selektion überlebten, unterzog die SS, bevor man sie in das Lager Birken-au einwies, einer „besonderen Behandlung“: „Mit Tausenden anderer Frauen wurde ich in eine Halle geführt, wo uns befohlen wurde, uns nackt auszuziehen. Wir wurden gezwungen, von dort in eine andere Halle zu gehen, wo uns von Männern alle behaarten Körperstellen rasiert wurden. Dann wurden wir mit einem außergewöhnlich schmerzhaften Desinfektionsmit-tel desinfiziert. Man ließ uns zitternd eine halbe Stunde so stehen; dann wurden wir mit einem Kleidungsstück eingekleidet: es gab keine Unterwäsche.“⁶

„Um drei Uhr früh begann der Zählappell, der bis sechs Uhr dauerte. Wir wurden in fünf Glied-Reihen von den SS-Männern immer nachgezählt. Um sechs Uhr bekamen wir die ‚Auschwitzer-schwarze-Tränke‘, um 8 Uhr das ‚Dörngemüse‘, das aus irgendwelchen Blät-tern, aus Schmutz und aus unbekanntem Misch-Masch bestand. Am Vormittag sengende Sonne oder regnerisches Gewitter, bis zum Abend herumlungern im Staub. Dann wieder Zählappell und Abendessen. Es bestand aus ein paar Gramm Brot, einem Löffel voll Marmelade oder einem Bissen Fisch, den wir sofort verschlungen haben. Wir bekamen kein Wasser.“⁷

„Um 17 Uhr ... wurden wir in die Baracken zurückgetrieben, 1200 von uns, und wir nahmen die Position für die Nacht ein, auf dem Boden Rücken an Rücken sitzend, mit hochgezogenen Knien, die die Knie des Gegenübers berührten. Um 17.30 war es in den Baracken völlig dun-ke. Jede (und es gab so viele, die die Ruhr hatten), die zu der Latrine gehen und deshalb ih-ren Platz aufgeben musste, trat und stolperte über die Köpfe hinweg, blind in dieser Dunkel-heit, um zur Tür zu gelangen, wobei sie hysterische Kämpfe auslöste, die immer damit ende-ten, dass die Wachen ihr ‚Ruhe‘ in die Baracken brüllten. Wer auch immer seinen Platz in der Nacht unter diesen Umständen verlassen musste, konnte sicher sein, den Rest der Nacht ste-hend zu verbringen, da irgendjemand seine Beine ausgestreckt hatte.“⁸

„Am 29. Juli 1944 machte der berüchtigte Dr. Mengele eine zweite Selektion, die für mich und die anderen eines der schrecklichsten Erlebnisse war. Wir Frauen mussten völlig nackt und völlig rasiert an ihm vorbeigehen, und er machte die traurig berühmte Handbewegung – rechts oder links. Wir sollten uns nicht mehr als Menschen fühlen, uns unsere Würde sollte zerbrochen werden. Man kann sich vorstellen, was es heißt, als sonst behütetes junges jüdi-sches Mädchen völlig nackt solch grausamen zynischen Männeraugen, denn er hatte noch seine Mannschaft dabei, ausgesetzt zu sein.“⁹

Hessisch Lichtenau, August 1944 bis März 1945

Nachdem die erste Woche im Lager Vereinshaus vergangen war, wurde deutlich, dass die Werksleitung davon ausging, es sei genug getan worden, um die Arbeitsfähigkeit der Frauen

⁴ Kornfein, Magda: Tagebuch Resümé 1944/45.

⁵ Brief von Aranka Luxenberg, Natanya/ Israel vom 15.9.86 .

⁶ Aussage Gertrud D..

⁷ Tagebuch Kornfein.

⁸ Aussage Gertrud D..

⁹ Brief Luxenberg.

herzustellen. Im Vordergrund stand nun der Zweck der Anforderung: der Arbeitseinsatz in der Sprengstofffabrik. Die Lebensbedingungen im Lager wurden, mitbedingt durch die allgemein sich verschlechternde Versorgungslage im Deutschen Reich, im Laufe der Monate immer unerträglicher für die Zwangsarbeiterinnen.

Auch anderen Einschränkungen wurden die Frauen unterworfen: *„Am fünften Tag wurden die Duschräume abgeschlossen, und man sagte uns, da wir Schweine seien, würden wir sie nicht sauber genug halten und hätten deswegen überhaupt keine Duschen verdient. Die Baracken waren überheizt und bald hatten wir Wanzen in den Strohsäcken. Schlaf wurde nahezu unmöglich. Am sechsten Tag begannen wir zu arbeiten, ... das Leben im Lager wurde immer unerträglicher, ... Lebensmittel wurden immer seltener; die Zählappelle zwischen den Arbeitszeiten dauerten länger und länger. Die Kälte wurde immer größer ...“*¹⁰

Ernährung

Das tägliche Essen der KZ-Gefangenen bestand bei schwerster Arbeit aus Wassersuppe mit Kürbis, Rüben oder Weißkraut und einigen Scheiben Brot. Außerdem gab es einige Kartoffelstückchen und ab und zu etwas Marmelade. Diejenigen, die in der Tagschicht arbeiteten, bekamen ihr Essen am Abend. *„Wenn jemand die Kraft dazu hatte, es nicht aufzuessen, hatte er seine Verpflegung am nächsten Tag. Aber viele, die sich als schwach erwiesen und abends alles aufaßen, sind am nächsten Tag am Arbeitsplatz ohnmächtig geworden.“*¹¹

*„Mit dieser Verpflegung konnte man natürlich diese Arbeit nicht ertragen“*¹², sagt eine Überlebende. Die letzte Möglichkeit, die blieb, wenn man überleben wollte, war zusätzliches Essen zu organisieren. So versuchte man, wo es nur ging, an Essensreste zu kommen. Kartoffelschalen, Eierschalen und halb verrottete Möhren wurden aus Mülleimern oder aus Müllhaufen herausgewählt, oder man aß in einem unbeobachteten Moment Essensreste von SS-Leuten auf, *„sogar die Speisereste des alten dreckigen SS-Stiefs“*.¹³ Die Verpflegungsmenge und damit die Zufuhr an Energie lag angesichts der schweren Arbeit unter dem Existenzminimum. Hunger wurde schon bald nach der Lagererrichtung zum alles beherrschenden Gefühl und zur Triebkraft vieler Handlungen. Wie unerträglich die Ernährungslage war zeigt, dass sogar das Futter vom Schäferhund des Lagerleiters von Gefangenen aus dessen Napf gegessen wurde.

Bekleidung

Die jüdischen Zwangsarbeiterinnen hatten keine hinreichende Bekleidung, schon gar nicht für winterliche Verhältnisse. Sie waren in zerlumpte Kleider gehüllt, hatten während der ersten Monate keine Unterwäsche und an ihren nackten Füßen trugen sie Holzpantinen, die sie in Auschwitz bekommen hatten. Die Holzpantinen waren bei dem langen Weg zur Arbeit schnell verschlissen. Da die Frauen keine Strümpfe hatten, schabten die Schuhe an ihren Füßen, führten zu Verletzungen, und bei vielen waren die Füße ständig wund. Daher zogen es einige vor, völlig barfuß zur Arbeit zu gehen. Gingen die Schuhe kaputt, war Ersatz kaum zu bekommen und wenn, dann nicht in der passenden Größe. Aus Mangel an Bekleidung wickelten sich die KZ-Insassen im Winter Lumpen oder Zeitungspapier um die Beine und nahmen die Schlafdecken mit, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Ärztliche Versorgung

¹⁰ Aussage Gertrud D..

¹¹ Yad Vashem Jerusalem. 0-3/2427, Protokoll Ibolya S..

¹² Ebenda

¹³ Tagebuch Kornfein.

Die Frauen versuchten Krankheiten und Verletzungen nicht zu offenbaren, solange dies nur möglich war: „*Ich hatte eine Mundinfektion, die von entsetzlichen Schmerzen begleitet war, worüber man sagt, dass sie möglicherweise durch Vitaminmangel verursacht wurde. Wochenlang war mein Mund innen und außen voller Wunden, ich konnte weder essen und trinken, noch meinen Mund schließen. Aber wie ein Wunder verging alles von selbst und ich musste mich nicht krank melden.*“¹⁴ Eine andere Frau schreibt: „*Aber meine Schmerzen und Wunden musste ich verheimlichen, ich wusste zu genau, wenn ich mich beklage, werde ich für ‚arbeitsuntauglich‘ erklärt.*“¹⁵

Diejenigen, die man in das Revier einlieferte, wollten es so schnell wie möglich verlassen. Towa R.: „*Mit Lungenentzündung, mit schrecklichem Husten und mit 40 – 41 Grad Fieber kam ich aufs Krankenzimmer. Dort quälte mich das Fieber drei Wochen lang, und die Kur war jeden Tag am Nachmittag ein Stück Aspirin. Ich schleppte mich ins Bad und versuchte, mich durch das Duschen selber zu heilen, und als ich wieder zurückkam, legte man mich ohnmächtig aufs Bett. Mit Temperaturerhöhung, mager wie ein Skelett, kam ich durch eigene Willenskraft aus dem Krankenzimmer. Einige Tage später hat man 200 von den tausend Frauen zurücktransportiert ..., weil sie nicht mehr arbeitsfähig waren.*“¹⁶

Am häufigsten litten die Frauen und Mädchen an Infektionskrankheiten, für die ihre ausge- laugten und geschwächten Körper ganz besonders anfällig waren. Da man die Gefangenen hygienisch verkommen ließ, häuften sich Entzündungen und Abszesse. Die Wunden, die sie sich z.B. beim Marschieren in den Holzschuhen zuzogen, heilten oft nicht ab und entzündeten sich. Die mangelhafte Bekleidung schützte sie kaum gegen die widrigen Witterungseinflüsse, was Erkältungen und hohe Fieber nach sich zog. Außerdem häuften sich als Folge des Um- ganges mit den Sprengstoffen Leberkrankheiten unter den Frauen.

Weg zur Arbeit

Der lange Fußweg bei Regen, Wind, Frost und Schnee wurde für die Frauen, da sie nur man- gelhaft bekleidet waren, zur Tortur. Die abgelaufenen Holzschuhe saugten sich voll mit Was- ser und im Winter klebte der Schnee daran. Die SS-Frauen erlaubten nicht, stehen zu bleiben und den Schnee abzukratzen, so dass er teilweise mehrere Zentimeter hoch unter den Schuh- sohlen pappte. Frau B. aus Hessisch Lichtenau: „*Im Winter, wenn die Frauen stehen mussten, klopfen manche ihre Schuhe zusammen, um die Füße zu wärmen. Dann kamen die SS-Frauen und schlugen sie mit Stöcken auf die Beine.*“¹⁷ Magda K. schreibt in ihrem Tagebuch: „*Meine Holzklumpen versinken im hohen Schnee, ich kann ihn kaum finden und meine Füße sind so kalt, dass ich schon kein Gefühl darin habe.*“¹⁸ Etwas verbessert wurde die Situation dadurch, dass nach einiger Zeit für einen größeren Teil der Frauen Lederschuhe zur Verfügung gestellt wurden, die allerdings von minderer Qualität waren.

Eine Gefangene berichtet über den Weg zur Arbeit: „*Das Lager war weit entfernt vom Ar- beitsplatz, wir mussten eine Strecke zu Fuß gehen, dann den Zug nehmen und die letzte Stre- cke wieder marschieren. Für mich waren diese täglichen Märsche das Fürchterlichste. Ich litt darunter mehr als unter der schwierigsten Arbeit oder dem Hunger. Im Sommer rieselten Sand und Kieselsteine in die auf bloßem Fuß getragenen Holzklumpen; stehen bleiben und sie*

¹⁴ Brief Rosalya Valyi, Utrecht/ Holland vom 16.2.87.

¹⁵ Brief Sarah Aczel, Jerusalem/ Israel vom 26.6.87.

¹⁶ Brief Towa Rosenfeld, Haifa/ Israel vom 2.1.87.

¹⁷ Gespräch mit Frau B., Hessisch Lichtenau, am 26.10.83.

¹⁸ Tagebuch Kornfein.

*schütteln war unmöglich, es hagelte sofort Prügel. Meine Füße waren andauernd wund. Im Winter waren es der Mangel an Kleidungsstücken, die Kälte und die Holzschuhe ohne Strümpfe, in denen man bergauf-bergab rennen musste, die uns peinigten. Man musste darauf achten, dass die Holzschuhe nicht im Schnee stecken blieben, es hagelte ja Prügel, wenn man stehen blieb. Manchmal nahm ich die Schuhe ab und lief ... bloßfüßig.*¹⁹

Arbeitsplätze

In der Füllstation waren die ungarischen Jüdinnen in alle stufen des Arbeitsprozesses einbezogen. Sie waren zuständig für die Anlieferung der Rohlinge auf Wagen, die Füllung der Hül- sen mit dem heißen, flüssigen Sprengstoff TNT, das Versiegeln der Bomben, das Verschrau- ben, das Einstempeln von Nummern, die Verpackung, die Verladung auf Wagen und für den Transport. Hajdu P.: *„Die Granaten wurden aus den Waggons geladen, auf Karren an die verschiedenen Stellen des Werkes geschleppt, zur Füllung vorbereitet, mit heißem flüssigen Sprengstoff (welcher uns Haut und Haare gelb färbte) gefüllt, mit Nummern versehen und die gefüllten Granaten in Waggons verladen.*“²⁰

Blanka P.: *„Dort (in der Füllstation) musste ich den in die Granaten zu füllenden heißen Sprengstoff mit Messingstäbchen sorgfältig rühren, damit eine gleichmäßige Abkühlung er- folgt, wodurch im Sprengstoff keine Luftblasen entstehen. Auf der Oberfläche bildet sich ein harte, eisenartige Haut. Diese musste man mit dem Stäbchen aufbrechen. Ich habe den bitter- lich schmeckenden, ungesunden Dampf einatmen müssen, das hat mich betäubt und ich bin oft dann zur Besinnung gekommen, als mir der heiße Sprengstoff ins Gesicht spritzte, dadurch wurde mein Gesicht mit Brandwunden voll. Manchmal musste ich am Ende des Laufbandes die zusammenmontierte beinahe 30 kg schwere Granate ergreifen. Bei dieser Arbeit habe ich meine Hände oft schwer verletzt und habe meine vereiterten Wunden immer versteckt.*“²¹

Sarah A.: *„Ich musste von einem großen Kessel die kochende chemische Masse mit einem primitiven Eimer entnehmen und so vorsichtig einfüllen. Etliche Male litt ich unter Verbren- nungen, wenn es zurückspritzte, denn eine Lederschürze bekam ich nicht, so wie die Arbeiter sie bekamen. Aber meine Schmerzen und Wunden musste ich verheimlichen, ich wusste zu genau, wenn ich mich beklage werde ich ‚arbeitsuntauglich‘ erklärt. Ich wusste auch die Fol- gen. ... Nach einiger Zeit färbte sich die Haut von den Giften grün-gelb, auch nahm die Übel- keit von dem stark riechenden Dampf ständig zu. Sicher sind auch all diese Zustände auf den Hunger und leeren Magen zurückzuführen. ... Weitere Arbeit, die ich verrichten musste, war, nachdem die Füllung der Granaten hart und kalt geworden war, sie mit einer Bohrmaschine zu durchbohren. Später war meine Arbeit bei der Stanzmaschine, wo man die noch leeren Granaten mit Daten bezeichnen musste. Dies bedeutet, die Stanze mit dem Datum hineinzu- pressen. Voll waren meine Hände mit Eisensplintern, zumal ich auch hier weder Handschuhe noch Lederschürze bekam. Man riet mir, die Splinter sollen sich alleine ausstoßen, um jede Infektion zu vermeiden. Auch dies war mit viel Schmerzen verbunden.*“²²

Die Berichte zeigen, dass die Arbeit z.T. körperlich besonders schwer und die Füllstation dar- über hinaus ein sehr gefährlicher Arbeitsplatz war. Obwohl die Frauen großen Gesundheitsge- fahren ausgesetzt waren, wurde ihnen von der Firma keine Arbeitskleidung zur Verfügung gestellt. Sie arbeiteten ohne die bei dieser Arbeit notwendige Schutzkleidung – Handschuhe, Schürzen, Hauben, Schuhe – und ohne Schutzmasken oder Brillen. Schutzlos mussten die

¹⁹ Meth, Ibolya: Bericht über Deportation und Zwangsarbeit. Budapest 1987, S. 11.

²⁰ Claims Conference Tel Aviv. Anspruchsanmeldung Hajdu P.

²¹ Brief Blanka Pudler vom 2.12.86.

²² Brief Aczel.

giftigen Dämpfe eingeatmet werden, so dass Frauen immer wieder ohnmächtig bei der Arbeit zusammenbrachen. Meister und Vorarbeiter trieben sie oft rücksichtslos wieder zur Arbeit an, wodurch zusätzlich die Gefahr von Arbeitsunfällen provoziert wurde. Der Umgang mit den Sprengstoffen barg, über die akute Vergiftungsgefahr hinaus, eine Reihe von Gesundheitsgefahren in sich. Für TNT gilt laut eines Gutachtens des Hygiene-Institutes Gelsenkirchen folgendes: Bekannt sind akute gewebliche Vergiftungen bei Aufnahme von Nitroverbindungen durch die Haut, bei direkter Berührung oder durch Einatmen von Dämpfen und Nitrokörper enthaltenden Stäuben, wodurch Ekzeme, Anämien und Leberstörungen entstehen können.²³

Das in den Pressegebäuden mit der Hand abzufüllende Pikrin enthält sehr giftige gelbe Kristalle, deren Dämpfe durch die Atmung und durch die Haut in den Körper eindringen. Sie verursachen Lebervergiftungen mit starker Gelbsucht und irreparable Lungenschädigungen. Eine gelb-grünliche bis bronzene Verfärbung von Haut und Haaren tritt auf, weshalb die Frauen, bei denen diese Anzeichen der Erkrankung zu beobachten waren, in der Bevölkerung „Kanarienvögel“ genannt wurden. Diese Verfärbungen traten bei den ungarischen Jüdinnen, die in den Pressegebäuden arbeiteten schon sehr schnell auf. Klara S.: *„Ich arbeitete eine zeitlang beim Pressen von Sprengstoff. ... Bereits nach kurzer Zeit war unsere Haut, vor allem im Gesicht, vollständig verfärbt.“*²⁴ Bei den Erkrankten machte sich einige Zeit später Schwäche bemerkbar, sie verspürten zunächst jedoch keine Schmerzen. Bei vielen schritten die Lebervergiftungen so weit fort, dass die Krankheit tödlich verlief.

Kontakte am Arbeitsplatz

Die Jüdinnen arbeiteten in der Fabrik z.T. mit deutschen und ausländischen Arbeitern in der gleichen Abteilung zusammen. Unter Androhung härtester Strafen war es verboten, Kontakte zu den KZ-Insassen herzustellen. Diese Kontaktsperre gab es in allen Industriebetrieben, in denen KZ-Gefangene eingesetzt waren. Aus Untersuchungen über Außenkommandos bei Rüstungsbetrieben ist bekannt, dass sie oft nicht eingehalten wurden. Nirgendwo sonst im Alltag der Gefangenen gab es solche Gelegenheit und Bereitschaft zur Hilfe wie am Arbeitsplatz. Dies war auch in Hessisch Lichtenau so: Es ist zu vielen Kontakten zwischen den Jüdinnen und anderen Arbeitskräften gekommen. Einzelne, insbesondere die, die täglich die gleiche gefährliche Arbeit verrichten mussten, gaben Nahrungsmittel an die KZ-Gefangenen weiter oder zeigten ihnen auf andere Weise ihre Unterstützung.

Unter den deutschen Meistern und Vorarbeitern gab es einige, die sich bemühten, die Frauen anständig zu behandeln. Aranka L.: *„Ein guter Arbeitsleiter, genannt Hans ... bemühte sich, unsere Lage zu erleichtern, wo immer er auch konnte.“*²⁵ Die Gefangene Adela G. erzählt von einem älteren Meister, der ihnen sehr geholfen hat. Manchmal in der Nachtschicht, wenn er gemerkt habe, dass die Frauen vor Müdigkeit am Ende ihrer Kräfte waren, habe er zu ihnen gesagt: *„Kinderchen geht schlafen, ich mache weiter.“*²⁶ Darauf suchten sie sich einen Platz zum hinsetzen oder hinlegen, um ein wenig auszuruhen. Gerade die freundliche Ansprache – „Kinderchen“ – war für die Frauen, nach den zahllosen Demütigungen, die sie erdulden mussten, von besonderer Bedeutung. Diese und ähnliche Erlebnisse zeigten den Frauen, *„dass auch damals Menschen existierten, die unter den gegebenen Umständen Menschen bleiben konnten, auch wenn nur für Minuten, Stunden.“*²⁷ Eine Zwangsarbeiterin fasst ihre Eindrücke

²³ Stadtarchiv Hessisch Lichtenau. Hygiene-Institut des Ruhrgebietes, Gelsenkirchen. Schreiben an die Stadtverwaltung Hessisch Lichtenau vom 11.9.75.

²⁴ Privatarchiv Benjamin B. Ference, New Rochelle. Report Simon Gutter vom 23.4.62.

²⁵ Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen in Hessisch Lichtenau am 5.9.87.

²⁶ Ebenda.

²⁷ Brief Margit Grünwald, Veszprem/ Ungarn vom 4.12.86.

über die Deutschen, die mit ihr zusammenarbeiteten so zusammen: „Es waren nicht alle schlecht! Sicher, es waren viele Schlechte dabei. Es gab aber Männer und Frauen, die fühlten mit uns. Die Deutschen hatten ja auch Angst. Es war ihnen verboten, mit uns zu sprechen. Alle hatten große Angst. Wenn jemand helfen wollte, dann konnte er das, wenn auch nur mit Angst.“²⁸

Überstellung nach Auschwitz-Birkenau

Elena S.: „Ich weiß, dass die Selektierten aufgrund einer Liste aus unseren Reihen ausgehoben wurden. Ich erinnere mich nicht genau, wer die Selektion beim Zählappell durchführte. Am Vorabend der Selektion wurde uns mitgeteilt..., dass jene Häftlingsfrauen, die schon nicht arbeitsfähig oder krank sind, in ein anderes Lager geführt werden, in ein Lager, wo die Arbeit leichter ist. Diejenigen gesunden Häftlinge, die mit ihren Familienmitgliedern zusammenbleiben wollen, können sich auch freiwillig melden. Ich wollte mich auch melden, da ich erfahren habe, dass meine Schwägerin ... auch auf der Liste eingetragen ist. In der Nacht erschien in der Baracke, wo ich untergebracht war, die Lagerälteste Pal Mancini, sie kam zu mir und redete mir ab, mit dem Transport wegzugehen, sie sagte mir, dass SS-Soldaten aus Auschwitz im Lager angekommen sind und der Transport wird nach Auschwitz abgeführt ... Nach dem Zählappell wurden wir zur Arbeit geführt, und die Selektierten blieben im Lager zurück. Als wir von der Arbeit abends zurückkehrten, waren die Selektierten schon nicht anwesend, und wie wir später hörten, wurden sie nach Auschwitz geführt und dort vernichtet.“²⁹

Magdalena R.: „An das Datum erinnere ich mich nicht, aber an einem gewissen Tag wurde ein Transport von 200 Häftlingen zusammengestellt und weggeführt. Bei einem Frühappell verkündigte uns der Lagerkommandant, dass die kranken und arbeitsunfähigen Häftlingsfrauen in ein anderes Lager überstellt werden. In diesem Lager – sagte er – wird die Arbeit leichter sein, es handelte sich um eine Kartonplattenfabrik. Alle Insassen des Reviers wurden aus dem Revier herausgebracht, und eine Häftlingsfrau, eine Ärztin aus Italien, schrieb sie auf eine Liste. Bis zur Zahl des Transports ... fehlten noch einige, und dann selektierte der Lagerkommandant aus der Reihe diejenigen, die mit dem Transport weggeführt wurden ... Am selben Tag verließ der Transport das Lager unter Bewachung von SS-Soldaten. Jene SS-Soldaten waren nicht diejenigen, die schon bei uns im Lager waren. Bevor der Transport abgeführt wurde, hörte ich im Gelände des Lagers, dass der Lagerkommandant wütend auf die Gruppe – die zum Transport bereit war – schrie: ‚Ihr werdet nach Birkenau geführt.‘“³⁰

Todesmarsch, April 1945

Ibolya S.: „Man versuchte mit uns zusammen durch den Ring der Befreier zu kommen, aber das gelang nirgendwo. Immer wieder sind wir im Kreis herumgelaufen, auf verschiedenen Wegen, aber schließlich doch immer im Kreis und das während zwei vollen Wochen. Zwei Wochen lang ohne Lebensmittel und ohne Wasser. Wir marschierten Tag und Nacht, nur ab und zu hat man uns eine Ruhepause erlaubt. Wer das nicht aushielt, ist zurückgeblieben und umgekommen. In unserer Not haben wir Gras gekaut und manchmal als wir stehen blieben und dafür die Möglichkeit da war, haben wir Feuer gemacht, in einer Konservendose Wasser gewärmt und Brennesseln gekocht. Das haben wir gegessen und getrunken. Wir sind durch bebaute Felder, Kartoffeläcker marschiert, und damals war es Frühling. Viele von uns versuchten auf die Kartoffeläcker zu gehen, um ein paar Kartoffeln mit der Hand auszugraben –

²⁸ Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen in Hessisch Lichtenau am 3.10.86.

²⁹ Staatsanwaltschaft Kassel. AZ: 13/JS 395/74, S. 196f.

³⁰ Ebenda, S. 202.

*die SS hat zwischen sie geschossen und wer weiß wie viele sind gestorben. Die Wege auf denen wir gegangen sind, waren mit Leichen gesäumt, es gab unzählig viele Leichen überall.*³¹

Eine andere Gefangene beschreibt die Zustände so: *„Derjenige, der noch weiter konnte, zog und schleppte andere mit sich, derjenige, der nicht mehr weiter konnte und zurück blieb, wurde erschossen. Wenn wir manchmal Glück hatten, so bekamen wir etwas Viehfutter, ein paar Stück wässrige Kartoffeln. Wir ruhten uns während weniger Stunden in Ställen aus und wenn es da nicht möglich war, dann im Wald oder bei Regen und Wind für eine Stunde am Straßenrand, und dann gingen wir weiter. Wir überquerten die Elbe einmal hin, dann wieder zurück; wir wurden ständig hin- und hergetrieben, weil die deutschen Begleiter nicht wollten, dass wir durch die Russen befreit wurden.*³²

Befreiung in Wurzen, 25. April 1944

Bei der Befreiung in Wurzen durch die Amerikanische Armee waren die Frauen physisch und psychisch am Ende. Sie waren zu Skeletten abgemagert und konnten nicht mehr als das „nackte“ Leben retten. Über Towa S. ist aus ihrer Entschädigungsakte zu erfahren: *„Am 25. April 45 wurde sie, nur noch ein verwahrlostes Wrack, Haut und Knochen (27 kg), krank, seelisch zerrüttet befreit.*³³ Golda C. schreibt: *„Im Zustand vollkommener Erschöpfung wurden wir nach dem grauenvollen Todesmarsch befreit, mit Schwellungen an Händen, Beinen und am ganzen Körper und beim Ausziehen der Holzschuhe sind ganze Hautteile abgegangen.*³⁴

Die Frauen brauchten Wochen, ja sogar Monate, um einigermaßen wieder bei Kräften zu sein. Die meisten von ihnen waren für ihr ganzes Leben gezeichnet. Die Rettung vor der Ermordung in den Gaskammern von Auschwitz, durch eine Selektion, bei der sie als Zwangsarbeiterinnen für die Fabrik Hessisch Lichtenau ausgelesen worden waren, bedeutete zunächst nur eine Fortsetzung ihrer Leiden. Sie hatten zwar ihre Freiheit wiedergewonnen, waren aber nicht frei von dem, was KZ-Haft, Zwangsarbeit und Todesmarsch bei ihnen hinterlassen hatten.

Magda K. trug in ihr Tagebuch am 25. April ein: *„Wir leben!!! Wir haben es durchgestanden!!! Wir setzen uns auf den Gehsteig und können keinen weiteren Schritt machen. Dann werden wir in eine ehemalige Kaserne geführt, wo wir von einem Arzt untersucht werden. Ich wiege 37 kg, meine Mutter 42 kg. Aber wir leben!!!*³⁵

Spuren, die nicht vergehen

Die Folgen von KZ-Haft und Zwangsarbeit spüren die Frauen, die in Hessisch Lichtenau Sprengstoff produzieren und abfüllen mussten, bis heute. Die Ereignisse liegen zwar Jahrzehnte zurück, aber das verursachte Leid und die Leidenszustände dauern fort. Die lebenslangen Auswirkungen macht eine Aussage von Aranka L. aus dem Jahr 1986 deutlich: *„Noch heute schrecke ich schreiend aus den Alpträumen auf, denn die Belastungen der Seele waren zu groß.*³⁶ Und Rosalya V. schrieb Anfang 1987: *„Wie schwer meine Nerven durch dieses Jahr beschädigt wurden, wäre schwer feststellbar, aber ich spüre, dass die dort erlittenen*

³¹ Protokoll Ibolya S.

³² Brief Rosenfeld.

³³ E-Akte Towa S.

³⁴ Bayerisches Landesentschädigungsamt München. E-Akte Golda C.

³⁵ Tagebuch Kornfein.

³⁶ Brief Luxenberg, 15.9.86.

*Erniedrigungen auf ein ganzes Leben auswirken, dass das letzte Tier auch besser behandelt wurde als wir ein ganzes Jahr hindurch, aber überhaupt die Umstände, die ständige Beklemmung, die Todesangst, und die darauffolgende völlige Depression haben unauslöschbare Spuren hinterlassen.*³⁷

Resonanz nach über 40 Jahren

Es kann davon ausgegangen werden, dass auch in der Zeit, als die Geschichte des Lagers und der Fabrik noch nicht öffentlich thematisiert worden war, einzelne Überlebende ihre ehemaligen Arbeitsstätten und das Lager aufgesucht haben. Oft konnte ihnen niemand sagen, wo sich das Lager befand, und sie mussten feststellen, dass sich für ihr Schicksal in Hessisch Lichtenau anscheinend niemand interessierte. Ein Zeichen der Erinnerung, das sie hätten entdecken können, war an keiner Stelle gesetzt. Eine ehemalige Gefangene: *„Bei einer Gelegenheit sind wir ... nach Hessisch Lichtenau gefahren, aber von keinem konnten wir Auskunft darüber erhalten, wo sich überhaupt unser Lager befand (offensichtlich wollte man sich nicht erinnern), und weil seitdem alles so anders geworden ist, konnten wir auch gar nichts mehr erkennen.*³⁸ Die Hoffnung, mit den eigenen bedrückenden Erfahrungen besser fertig zu werden, konnten sich nach einem solchen Besuch in Hessisch Lichtenau nicht erfüllen. Das Gegenteil war, wie dieselbe Frau schreibt, der Fall: *„Die Reise habe ich sehr bereut, sie riss die alten Wunden wieder auf, von denen ich dachte, dass sie bereits verheilt seien.*³⁹

Die Situation änderte sich durch die zunächst von Schülern der örtlichen Gesamtschule seit 1983 in Gang gesetzte Entwicklung grundlegend. Kontakte zu Überlebenden konnten hergestellt werden und man lud sie zu zwei Treffen nach Hessisch Lichtenau ein. Die Tatsache, dass sich junge Menschen für sie interessierten und dass versucht wurde, die Geschichte ihres vormaligen Arbeitslagers zu bearbeiten, half den Frauen auch, die eigenen Erfahrungen besser verarbeiten zu können. Dies gab ihnen das Gefühl, dass ihr Schicksal nicht vergessen, ihre Leiden nicht vergeblich waren. Eine ehemalige KZ-Gefangene: *„Für uns ist es ein gutes Gefühl, dass es Menschen gibt, die unsere damaligen Erprobungen nicht vergessen lassen.*⁴⁰ Die Hoffnung der Frauen richtet sich besonders auf die Deutschen der Nachkriegsgeneration. Trude Levi drückt die Haltung vieler ehemaliger Gefangener aus, wenn sie schreibt: *„Der einzige Grund, welcher mich nach Deutschland bringen könnte, wäre ... um mit jüngeren persönlich zu sprechen und zu diskutieren.*⁴¹

Fas 40 Frauen, die ehemals zur Arbeit in der Sprengstofffabrik gezwungen worden waren, fanden in den Jahren 1986 und 1987 auf Einladung der örtlichen Geschichtswerkstatt, die finanzielle Unterstützung für die Organisation der Treffen durch die Stadt, den Kreis, das Land und den Bund bekommen hatte, den Weg nach hessisch Lichtenau. Beispielhaft hier einige Reaktionen der Frauen: Blanka P. kam – wie sie rückblickend festhielt – gepeinigt von schrecklichen Erinnerungen und mit Angstgefühlen nach Hessisch Lichtenau. Sie erklärte, bevor sie die Reise antrat, sie müsse diesen Weg gehen, genauso wie sie den Weg zurück nach Auschwitz und nach Dachau – wo ihr Vater ermordet wurde – gegangen sei. Der Kontakt mit Jugendlichen war ihr bei dem Besuch in Hessisch Lichtenau besonders wichtig. Sie hat die Möglichkeit, dort mit jungen Menschen sprechen zu können als *„Befreiung“* empfunden. Ihr half es nach eigenen bekunden, den Hass, den sie jahrzehntelang gegen die Deutschen gehegt habe zu überwinden. Blanka P. konnte feststellen, dass sich das Lichtenau von heute

³⁷ Brief Valyi

³⁸ Ebenda.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Brief Müller.

⁴¹ Brief Trude Levi, London/ England vom 12.12.86.

gewandelt und für sie nichts mehr von dem hat, was ihre Erinnerungen prägen. Von besonderer Bedeutung ist für sie, dass man – wenn auch spät – damit begonnen hat *„nach mehr als 40 Jahren die Vergangenheit nicht zu verschweigen, sondern zu veröffentlichen, damit daraus die deutsche Jugend lernen soll.“*⁴²

Ähnlich äußerten sich andere ehemalige Mitgefangenen. So Martha Frank, die zurückkam, um jungen Menschen von ihrem Schicksal und dem ihrer Lagerkameradinnen zu erzählen. Sie stellte nach den von ihr mit Schülern der örtlichen Gesamtschule und anderen Jugendlichen geführten Gesprächen fest, dass die *„Kinder ihrer Peiniger“* heute eine andere Einstellung hätten. Für die Verarbeitung ihrer eigenen Vergangenheit war es wichtig, dass sie nun *„als freier Mensch erhobenen Hauptes durch die Straßen der Stadt gehen“*⁴³ konnte, in der sie 42 Jahre zuvor nur Erniedrigungen erfahren hatte.

⁴² Brief von Blanka Pudler und Aranka Adler, Budapest/ Ungarn vom 2.12.86.

⁴³ Bericht von Martha Frank, Budapest/ Ungarn vom 3.9.87; Gespräche mit Martha Frank, Budapest/ Ungarn vom 13. und 14.7.87.